

Einleitung

Höflichkeit und Briefkommunikation im Frühmittelalter

Die Bretagne, Anfang des Jahres 865. Der Herrscher über dieses Gebiet, König Salomo III., und seine Frau Gyembret wandten sich per Brief an den amtierenden Papst Nikolaus I., um von ihm das Pallium für den Bischof Festinianus von Dol zu erbitten.¹ Dieser hatte sich wohl bereits zu seinem Amtsantritt 859 an den Papst mit dem Gesuch um dieses Machtabzeichen eines Metropoliten gewandt. Es war aber offenbar abgelehnt worden, was Nikolaus gegenüber dem König und seiner Gemahlin, die offenbar von Festinianus als Vermittler eingeschaltet worden waren, in einem weiteren Brief ausführlich darlegte: Festinianus' Bitte sei nicht feierlich genug und der Überbringer des Briefes für den Auftrag völlig ungeeignet gewesen. Außerdem hätten Dokumente gefehlt. Im gleichen Atemzug zeigte sich der Papst der ganzen Angelegenheit gegenüber misstrauisch, denn dem Brief fehlte das königliche Siegel. Salomo und Gyembret sollten doch bitte das nächste Mal darauf achten, dass ein Brief, den sie dem Nachfolger Petri zukommen ließen, mit einem Siegel versehen sei. Die Bitte um das Pallium wurde ein weiteres Mal abgelehnt. Einige Monate später erhielt Nikolaus ein erneutes Gesuch des Königs um ebenjenes Pallium für Festinianus. Die Absender hatten in den Eingangsgrüßen diesmal ihren Namen voran-, den des Nikolaus allerdings nachgestellt – und den Brief wieder nicht gesiegelt. Aus päpstlicher Sicht war dies ein Fauxpas. Er antwortete und wies geduldig und milde abermals auf die Formfehler hin, die er auch bei diesem Schriftstück sah. Nur wenig später erhielt der Pontifex den nächsten Brief aus der Bretagne. Diesmal stammte er von Bischof Festinianus, der nun persönlich das Pallium erbat – natürlich nicht ohne den eigenen Namen voranzustellen, den Papst an zweiter Stelle zu nennen, das Siegel zu vergessen und den Brief von einem ungeeigneten Boten überbringen zu lassen. Offensichtlich konnte Nikolaus eine derartige Missachtung seines Amtes und seiner Person nicht auf sich sitzen lassen und antwortete Festinianus mit einer geharnischten Kritik an seinem Kommunika-

1 Vgl. dazu und dem Folgenden Nicol. I epist. 126 und 127, MGH Epp. 6, S. 647 f. Zu den Briefen vgl. Böhmer/Herbers 2012, Nr. 495, 733, 764, 769, 770, 787, 798. Brief 127 ist übersetzt bei Herbers/Unger 2019, S. 110–113. Vgl. außerdem zum Hintergrund des Streits Chédeville/Guillotel 1984, S. 304–313; Duine 1916, S. 33 Anm. 1 und 2.

tionsverhalten. Denn das Bistum Dol existierte zu diesem Zeitpunkt wohl noch keine 20 Jahre, Festinianus war erst seit kurzem Bischof und nicht einmal die Ansprüche des Königs Salomo III. auf Dol waren eindeutig geklärt. Trotzdem beanspruchte Festinianus den Metropolitansitz für sich. Nicht lange zuvor war diese Entscheidung zwar bereits zugunsten der Diözese Tours gefallen, da der Papst aber eine Überprüfung der Angelegenheit in Aussicht gestellt hatte, war die Forderung wohl nicht ganz unberechtigt. Das größere Problem scheint das Verhalten der drei Petenten aus der Bretagne gewesen zu sein, die mehrfach hintereinander denselben Fauxpas begingen.

Man kann heute nur noch spekulieren, warum Festinianus, Salomo und Gyembret die briefliche Etikette derart missachteten. Vielleicht war es ein Versuch, Nikolaus – aus welchen Gründen auch immer – zu provozieren oder vielleicht hatten seine tadelnden Briefe niemals den Weg zurück in die Bretagne gefunden. Möglicherweise war es auch von Seiten des römischen Bischofs eine Machtdemonstration. Immerhin ist jener Papst heute bekannt dafür, dass er – anders als viele Päpste vor ihm – rigoros auf die Vorrangstellung seines Amtes achtete und entsprechend strikt auf die Einhaltung der herrschenden Konventionen pochte.² Wenn auch die Frage nach dem Motiv ungeklärt bleiben muss, so nahm die Geschichte letzten Endes einen guten Ausgang für die Bittenden: Dol wurde später zum Erzbistum erhoben – trotz dieses, man mag es so bezeichnen, ‚unhöflichen‘ Verhaltens.

Dass ein höflicher, korrekter Umgang miteinander nicht nur im Frühmittelalter, sondern in nahezu allen Gesellschaften zu allen Zeiten eine wichtige Rolle spielte, mag man wohl als gegeben ansehen. Gerade heute, in einer Zeit in der in zunehmend gespaltenen Gesellschaften tradierte Werte und Verhaltensweisen in Frage gestellt und neu verhandelt werden, hat das Thema eines höflichen Miteinanders noch einmal an Bedeutung gewonnen. Mit dem Aufkommen des Internets und den sozialen Medien hat sich die Art und Weise, wie man miteinander kommuniziert, stark gewandelt. Dass ein solcher Wandel nicht erst in der Moderne anzutreffen ist, sondern schon frühere Gesellschaften betraf, mag kaum verwundern. Umso wertvoller ist ein Blick auf solche historischen Transformationsprozesse, um auch moderne gesellschaftliche Veränderungen besser verstehen und einordnen zu können. Gerade das Frühmittelalter bietet hier als eine Epoche, in der sich das westliche Europa im Übergang von der Antike zum Mittelalter befand, eine einzigartige Gelegenheit, den Wandel von höflicher Kommunikation nachzuvollziehen. Daher lohnt die Analyse eines der wichtigsten Kommunikationsmittel vergangener Zeiten, das uns heute vor allem in elektronischer Form einer E-Mail begegnet: Der Brief. Diese Quellengattung vermag Auskunft darüber zu geben, wie sich Kommunikation in einer Zeit wandelte, die von kulturellen Veränderungen und Umbrüchen geprägt war. Sie bietet die Möglichkeit, Einblicke in die Gedankenwelt ganzer Gesellschaftskreise zu erhalten, die sowohl von antiken als

2 Vgl. Scholz 2006, S. 147. Dazu auch Anm. 378.

auch von mittelalterlichen Traditionen und Prinzipien beherrscht wurden. Gerade in Fragen der ‚höflichen‘ Kommunikation konnten genau diese im deutlichen Widerspruch zueinander stehen. Es war die Aufgabe eines Briefschreibers, mit solchen Widersprüchen in der Briefkommunikation umzugehen und sich in einem gesellschaftlichen Umfeld, das eine hohe (v. a. rhetorische) Bildung voraussetzte und auch sonst stark rangorientiert dachte, zu beweisen.

Es soll deshalb in dieser Studie darum gehen, wie man sich im mittelalterlichen Briefverkehr ‚höflich‘ verhielt. Um genau dies zu untersuchen, wird sie den Fokus auf ebenjene Briefe des Frühmittelalters legen. Ihr liegen etwa 3000 bis 3500 Stücke zugrunde, die aus dem Raum Gallien bzw. dem fränkischen Reich aus der Zeit zwischen 500 und 900 stammen. Es wird Aufgabe der beiden folgenden Kapitel sein, ebenjene Fragestellung und die genannten Rahmenbedingungen der Untersuchung herzuleiten. Daran knüpft sich eine detaillierte Analyse ausgewählter Briefe, die exemplarisch für ein ‚höfliches‘ kommunikatives Verhalten in der frühmittelalterlichen Gesellschaft stehen. Ziel ist es, einen Einblick in die Prinzipien und in die Funktionsweise frühmittelalterlicher Höflichkeit und deren Auswirkungen auf die Briefkommunikation zu erhalten.

Briefe und Briefsammlungen

1.1 Charakteristika eines frühmittelalterlichen Briefes

Zunächst gilt es die Frage zu klären, was einen frühmittelalterlichen Brief auszeichnet. Es gibt zahlreiche Ansätze in der Forschung, dessen Geschichte und typische Charakteristika zu erfassen, ohne dass bisher eine abschließende Antwort gefunden wurde.³ Den wohl überzeugendsten Versuch, sich dem Wesen eines frühmittelalterlichen Briefes anzunähern, hat bisher Achim Thomas Hack vorgenommen. Gerade weil seine Definition recht offen gehalten ist, vermag sie eine Vielzahl unterschiedlichster Schriftstücke unter sich zu vereinen, um so der Quellengattung ‚Brief‘ gerecht zu werden:

Eine definitorische Annäherung muss dieser Unterschiedlichkeit gerecht werden ohne ästhetische Kategorien zu bemühen, die ‚echte‘ von ‚unechten‘ Briefen abheben, wobei paradoxerweise sowohl die literarischen als auch die unliterarischen Briefe als die ‚eigentlichen‘ respektive ‚uneigentlichen‘ Briefe bezeichnet worden sind. In Abgrenzung von älteren ‚Wesensbestimmungen‘ hat sich vor allem seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine kommunikationstheoretische Bestimmung durchgesetzt, wonach unter Brief ganz allgemein ‚eine schriftliche Mitteilung an einen Abwesenden‘ zu verstehen ist. Je nach Erkenntnisinteresse kann die Textklasse ‚Brief‘ in mehrere Textsorten unterteilt werden.⁴

Diese Definition als „eine schriftliche Mitteilung an einen Abwesenden“ greift Hack aus dem Artikel des Neuen Pauly zum antiken Brief auf.⁵ Sie bildet für ihn den kleinsten gemeinsamen Nenner für eine Fülle von Dokumenten, die sich in irgendeiner Form dieser Gattung zuordnen ließen. Darüber hinaus identifiziert Hack eine Reihe potenzieller Merkmale, die ein frühmittelalterlicher Brief besitzen könne. Diese Merk-

3 Vgl. zur Geschichte des Briefes vom alten Orient bis ins Mittelalter Schröder 2007, S. 136–166; Hack 2006, S. 1–22; Zelzer 1997. Zum allgemeinen Forschungsstand vgl. z. B. Mersiowsky 2015; Ysebaert 2015.

4 Hack 2006, S. 17.

5 Vgl. Götschmann/Zelzer 1997, Sp. 1161.

male seien in den Dokumenten wie auf einer Skala unterschiedlich stark ausgeprägt. Ein Brief ...⁶

1. ... habe einen oder mehrere Absender und Empfänger – meist Individuen, aber man verschickte auch allgemeine Rundschreiben oder Briefe an bereits Verstorbene.
2. ... sei tendenziell ein Gebrauchstext mit einer Mitteilungsfunktion. Aber auch eine rein literarische oder fiktionale Funktion sei möglich. Stilistisch wie thematisch seien ihnen beinahe keine Grenzen gesetzt. Klassifizieren ließen sie sich nach ebensolchen Themen oder aber auch nach der Kommunikationssituation: Ging es in einem Brief um eine reine Selbstdarstellung, den Briefpartner oder um die Sache? Der jeweilige Adressat werde direkt angesprochen, sodass ein Dialog zwischen Absender und Empfänger in schriftlicher Form entstehe. Es gebe keine hohen Anforderungen an die formale Gestaltung: Briefe besäßen einen Anfang samt einer Grußformel, es folge ein Hauptteil und ein Schluss.
3. ... sei ein Schriftstück, das auf mannigfaltigen Materialien, in verschiedensten Sprachen und Schriften verfasst werden konnte.
4. ... sei sehr stark von mündlichen Aspekten geprägt – Brief und Bote bildeten bei dessen Übermittlung eine Einheit und Grenzen zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit würden verschwimmen. Es gebe außerdem einen gewissen zeitlichen Abstand zwischen dem Verfassen des Briefes durch den Absender und dem Lesen durch den Empfänger.

Definitionsgemäß konnten Briefe also ein breites Spektrum von Themen abdecken und zu verschiedensten Zwecken angefertigt werden. Entsprechend zahlreich sind die Begriffe, mit denen man im Frühmittelalter einen Brief bezeichnete: Die gängigsten Termini waren *litterae*, *litterulae*, *epistola*, *epistuncula*, *carta*, *cartula*, *brevis*, *pagina*, *paginola* oder *cera*.⁷ Der frühmittelalterliche Brief ist stark vom antiken Brief beeinflusst, sodass eine strikte Trennung kaum möglich ist. Vereinfacht gesprochen wurden Briefe aus zwei Gründen verfasst: Information und Kommunikation.⁸ Letztere wird hier in Bezug auf Briefe – in Anlehnung an Sita Steckel – „als personale Verständigung, [...] soziale Interaktion in mündlicher und vor allem schriftlicher, besonders brieflicher Form“ verstanden.⁹

Bereits in der Antike gab es zahlreiche Versuche, Briefe zu klassifizieren. Der wohl einflussreichste Vorschlag entsprang Ciceros (†43 v. Chr.) Bemühungen, der zwischen

6 Vgl. zu den folgenden Punkten Hack 2006, S. 18–22.

7 Vgl. für entsprechende Auflistungen (z. T. auch für einzelne Autoren) Constable 2015, S. 35; LaVoy 2015, S. 52–55; Flierman 2021, S. 123–128; Veyrard-Cosme 2013, S. 101.

8 Vgl. Zelzer 1997, S. 324.

9 Steckel 2011, S. 37. Grundlegend zur Kommunikation im frühen Mittelalter vgl. z. B. Stollberg-Rilinger/Neu/Brauner 2013; Hartmann 2016; Lützel Schwab 2015; Föller/Schulz 2016.

einem Privatbrief und einem für die Öffentlichkeit bestimmten (Amts-)Brief unterschied.¹⁰ Dieser Gedanke fand Resonanz bei den folgenden Generationen, etwa in der Brieftheorie des Gaius Iulius Victor (4. Jh.)¹¹ oder in den Briefen des spätantiken Rhetors und Politikers Quintus Aurelius Symmachus (†402).¹² De facto spielte diese Unterscheidung insbesondere im Frühmittelalter kaum eine Rolle – schon allein aufgrund der fließenden Übergänge zwischen Öffentlichem und Privatem.¹³ An diesem Kriterium entspann sich im 19. Jh. eine größere Forschungsdebatte: Man nahm an, Privatbriefe und Episteln unterscheiden zu können. Als erstere sollten diejenigen Schreiben mit nur einem Adressaten klassifiziert werden, während man Episteln als für die Öffentlichkeit bestimmte, literarische Kunstbriefe einordnete – auch diese Art der Kategorisierung wird heute meist abgelehnt.¹⁴ Daneben steht die insbesondere in der Diplomatik geführte Diskussion darüber, wie sich ein Brief überhaupt von einer Urkunde unterscheiden lasse. Auch hier bleibt im Wesentlichen festzuhalten, dass eine Abgrenzung nicht sinnvoll zu leisten ist.¹⁵

Dagegen wurden in der neueren Forschung deutlich komplexere Modelle entwickelt, um Briefe kategorisieren zu können. Ein Ansatz erfolgte über thematische Aspekte, den beispielsweise etwa Michaela Zelzer für die Briefe der Spätantike vorschlägt. Sie unterscheidet sechs verschiedene Arten von Briefen, ohne dabei die Fluidität der Genre Grenzen zu vergessen: Apostelbriefe, Briefe im Dienst kirchlicher Lehre und Verwaltung, wissenschaftliche Literatur in Briefform, Briefe als Freundschaftsbeweis, poetische Briefe und fingierte Briefe.¹⁶ Andere differenzieren beispielsweise, je nach Forschungsinteresse, in ihren Studien Gedichtbriefe,¹⁷ Geheimbriefe,¹⁸ Rätselbriefe¹⁹ sowie Freundschafts- oder Empfehlungsbriefe bzw. Fürschreiben.²⁰ Für seine Untersuchung der Briefe des Lupus von Ferrières († nicht vor 862) nutzt Alberto Ricciardi eine – nach Sita Steckel durchaus verallgemeinerbare – Einteilung in monographische, polygraphische und Kurzbriefe bzw. Botschaften. Monographische Schreiben behan-

10 Vgl. Allen/Neil 2013, S. 16 f.

11 Vgl. Zelzer 1997, S. 328. Dazu im Detail Kap. 2.2.

12 Vgl. Kakridi 2005, S. 51.

13 Vgl. ebd., S. 41 f.; Moos 2006a, S. 174; Lanham 1975, S. 2 f. Zum Öffentlichen und Privaten im Mittelalter vgl. Melville/Moos 1998.

14 Vgl. dazu im Detail mit weiteren Literaturhinweisen Zelzer 1997, S. 324; Schröder 2007, S. 144.

15 Vgl. Constable 2015, S. 35; Hack 2006, S. 32–38.

16 Vgl. Zelzer 1997, S. 332–336.

17 Vgl. zu den poetischen Briefen bei Venantius Fortunatus († um 600) und Theodulf von Orléans (†821) Consolino 2018, S. 139; Rouquette 2018, S. 260 und 271.

18 Vgl. z. B. zu Geheimbriefen bei den Merowingern Flierman 2021, S. 133–135. Zu Geheimschriften in mittelalterlichen Briefen und Briefsammlungen vgl. Mersiowsky 2015, S. 15.

19 Vgl. Schwitter 2015, S. 188.

20 Vgl. Pitz 1990, S. 39.

delten demnach ein einziges Thema, polygraphische mehrere und Botschaften enthielten schließlich lediglich kurze Anordnungen oder Notizen.²¹

Für die Untersuchung höflicher Kommunikation sind außerdem jene Schreiben relevant, die in der Forschung in der Regel als Widmungsbriefe klassifiziert werden. Es handelt sich um Dokumente, die zusammen mit einem (meist) literarischen Werk übersandt wurden.²² Solche Schreiben waren bereits in der Antike üblich²³ und hatten ursprünglich eine ‚echte‘ Brieffunktion.²⁴ Sie waren dazu bestimmt, Informationen zu vermitteln und den Kontakt zwischen Schreiber und Adressaten herzustellen. Da sie sich immer auch auf die übersandten Werke bezogen, die sie begleiteten, übernahmen sie im Laufe der Zeit die Funktion von Vorworten und blieben als solche erhalten.²⁵ Grundsätzlich können Widmungsbriefe neben ihrer Nähe zu Prologen auch typische Merkmale eines mittelalterlichen Briefes (z. B. eine Grußformel oder übliche Brieftopik) aufweisen.²⁶ Trotz ihrer speziellen Natur sind sie eng mit der zeitgenössischen Briefkommunikation verbunden – zuweilen antwortete man sogar auf sie.²⁷

Neben der Einteilung nach thematischen Aspekten gibt es zahlreiche Ansätze, Briefe nach kommunikativen Gesichtspunkten zu ordnen. So entwickelte beispielsweise Bianca-Jeanette Schröder für die Briefe des Ennodius von Pavia (+521) einen Kategorisierungsansatz, der die handelnden Akteure in den Vordergrund rückt. Danach werde der Inhalt eines Briefes von Faktoren wie der Situation des Verfassers, des Adressaten oder eines Dritten beeinflusst. Auch das Interesse bzw. der Nutzen für Verfasser und Adressaten und deren Beziehung untereinander werden dabei berücksichtigt.²⁸ Dagegen setzt Raphael Schwitter auf das sogenannte deskriptiv-phasenorientierte Briefmodell. Es soll dem Problem der Unterscheidung zwischen einem Privatbrief und literarischem bzw. öffentlichem Brief Rechnung tragen. Ein Schreiben bewege sich stets zwischen einem Gebrauchstext und tatsächlicher Literatur, eine genaue Zuordnung sei nur schwer möglich. Schwitters Briefmodell unterscheidet Gebrauchsbriefe, Zirkularbriefe und Buchepisteln. Vereinfacht gesagt beschreibt er damit, welchen Grad von Öffentlichkeit ein bestimmtes Schreiben erreichte: Gebrauchsbriefe erlangten einen geringen, Zirkularbriefe einen größeren und eine Buchepistel den größtmöglichen Grad. Grundsätzlich besitze damit jeder Brief das Potenzial, als Literatur zu gelten.

21 Vgl. Ricciardi 2005, S. 84–87; Steckel 2011, S. 346 f.

22 Vgl. grundlegend dazu Bieritz/Brinkmann/Haye 2019; Simon 1958; Simon 1959.

23 Vgl. mit weiterer Literatur Beyer 2011b, S. 22 Anm. 22.

24 Vgl. Simon 1959, S. 133–136.

25 Detailliert wurde dieser Prozess etwa für Eucherius von Lyon (+449) untersucht, vgl. Sparagna 2018, S. 269–302. Vgl. weiterhin zum Thema Janson 1964.

26 Zum typischen Aufbau und Inhalt vgl. Simon 1959, S. 133–145.

27 Vgl. ebd., S. 133–136.

28 Vgl. Schröder 2007, S. 147–150. Eine Kritik des Modells findet sich bei Schwitter 2015, S. 55 f.

Dieses werde je nach Öffentlichkeitsgrad des Schreibens, der ebenfalls veränderbar sei, größer oder kleiner.²⁹

Es ist wohl deutlich geworden, wie komplex jedes Unterfangen ist, frühmittelalterliche Briefe zu definieren und zu kategorisieren. Die existierenden Modelle sind besonders dafür geeignet, Briefcorpora einzelner Autoren oder auch bestimmter, vergleichsweise kurzer Zeiträume zu analysieren und Antworten auf bestimmte Fragen zu liefern. Nimmt man jedoch eine größere Zeitspanne in den Blick, so stoßen solche Modelle schnell an ihre Grenzen. So bleibt jeder Versuch, das Genre konkret zu fassen, stets eine Annäherung. Trotzdem lassen sich aus den genannten Aspekten einige Dinge ableiten: Erstens ist das Material, bei dem es sich potenziell um einen Brief handeln könnte, breit gefächert. Es sind einige weitere Kriterien vonnöten, um ein sinnvolles Corpus für die Untersuchung zu definieren. Das wird in den folgenden Kapiteln geschehen. Zweitens werden im Laufe der Untersuchung Dokumente z. B. als Empfehlungs- oder Freundschaftsbriefe benannt werden. Dabei sollen derartige Bezeichnungen lediglich Hilfskonstrukte darstellen, die zu einem besseren Verständnis des Wesens eines bestimmten Schreibens und damit zu einem leichteren Zugang zur Quelle führen sollen. Denn all jenes Material, das sich im weitesten Sinne noch als ‚Freundschafts-‘ oder als ‚Empfehlungsbrief‘ greifen lässt, bietet die meisten Ansatzpunkte, um frühmittelalterliche Höflichkeit zu untersuchen. Deshalb werden solche Schreiben im Vordergrund stehen.

1.2 Der Weg vom Absender zum Empfänger

Bevor ein Brief geschrieben wurde, musste sich der Absender natürlich für einen geeigneten Beschreibstoff entscheiden. Seit der Antike verwendete man dafür Wachs-täfelchen, Holz, Papyrus, Pergament oder Schiefer.³⁰ Jede Frage danach, welche Rolle der physische Brief in der Briefkommunikation einnahm, wird für das Frühmittelalter vor allem durch die schlechte Überlieferungslage von original erhaltenen Briefen erschwert. Die meisten Dokumente sind verloren oder wurden bereits kurz nach Empfang absichtlich zerstört.³¹ In der Forschung geht man für die Zeit vom 6. bis ins 12. Jh. von rund 200 original erhaltenen Schreiben auf Pergament aus,³² wobei mit dem sprunghaften Anstieg der Briefe und Briefsammlungen im 11. und 12. Jh. ebenfalls

29 Vgl. ebd., S. 40–65.

30 Vgl. Mersiowsky 2015, S. 10. Zum Thema vgl. auch Mersiowsky 2017.

31 Vgl. Freund 2001, S. 67 f. Vgl. auch Constable 2015, S. 35. Zu früh- und hochmittelalterlichen Originalbriefen vgl. v.a. Mersiowsky 2015; Ysebaert 2015.

32 Vgl. Ysebaert 2015, S. 43. Eine Übersicht über originale Königsbriefe und -mandate bis ins ausgehende Frühmittelalter bietet Erdmann 1939, S. 184 f. Ihre Zahl befindet sich jeweils im niedrigen zweistelligen Bereich.

mehr Originalbriefe überliefert werden.³³ Papyrusbriefe sind – aufgrund des wenig beständigen Materials – kaum noch vorhanden.³⁴ Meist führen die in ihrem Aufbau und Schriftbild unspektakulären Originale eher zu enttäuschenden Untersuchungsergebnissen, da kaum Besonderheiten zum Vorschein treten.³⁵

Das Prinzip, wie ein mittelalterlicher Brief verschickt wurde, unterscheidet sich dabei in seinen Grundsätzen nicht von der Antike: Ein Bote überbrachte ein schriftliches Dokument, während besonders vertrauliche Informationen mündlich übermittelt wurden. Genau solch ein Kurier war essenziell für die Kommunikation und Interaktion über größere Distanzen.³⁶ Die Übermittlung einer Information von einem Absender bis hin zum Empfänger erwies sich oft genug als höchst mühselig und gefährvoll. Der übliche Weg eines mittelalterlichen Briefes wurde bereits in zahlreichen Publikationen ausführlich nachgezeichnet, weshalb hier nur die äußerst gelungene und präzise Zusammenfassung von Moos zitiert sei:

Man kann sich (den grundlegenden Arbeiten von Rolf Köhn zufolge) den mittelalterlichen Weg einer brieflichen Mitteilung vom Konzept des Absenders bis zur Lektüre durch den Empfänger und danach zu unserer Rezeption hinauf gar nicht lange, indirekt und umständlich genug vorstellen. Normalerweise schreibt weder der Absender allein, noch liest der Empfänger allein. Der eine diktiert einem Schreiber oder Sekretär, der andere hört einem Vorleser meist umgeben von Mithörern zu. Das einsame Lesen mit eigenen Augen ist derart selten, dass es, wenn es denn einmal vorkommt, als eine Ausnahme eigens erwähnt wird. [...] Der Schreiber kann, wenn der Absender ihm nur das Thema stichwortartig nennt und zu redigieren überlässt, für uns als eigentlicher Verfasser des Briefes gelten, insbesondere wenn er eine volkssprachig gegebene Anweisung lateinisch ausformuliert, ohne dass dies die mittelalterliche Zuschreibung des Briefes an den auftraggebenden Absender irgendwie beeinträchtigt hätte. Vielfältig sind die Möglichkeiten der Versendung mit oder ohne Revision durch den Absender oder Dritte, durch einen oder mehrere Boten über diverse Zwischenhalte. Hat der Brief alle Transportgefahren überstanden, so wird er dem Empfänger gegenüber durch den Boten oder einen Vorleser so inszeniert, als sei der Absender selbst zu Gast. Dabei kann der Brief nur symbolisch Allgemeinheiten oder die Beglaubigung des Überbringers enthalten, während die Hauptmitteilung aus Diskretionsgründen mündlich durch den Boten erfolgt. Aber es ist umgekehrt auch möglich, dass der Bote nicht weiß, was er mit sich bringt; [...]. Ist der Empfänger des Lateinischen unkundig, z. B. ein *rex illiteratus*, wird der Vorleser zugleich zum Übersetzer und Ausleger. [...] Je höher gestellt ein Sender oder Empfänger ist (sei er Kleriker oder Laie), desto eher bedient er sich professioneller

33 Vgl. Mersiowsky 2015, S. 17 und 28.

34 Vgl. ebd., S. 12.

35 Zum Aussehen karolingischer Originalbriefe vgl. ebd.

36 Vgl. zur Antike/Spätantike insbes. Schröder 2018a. Zum Frühmittelalter Scior 2021; Deswarte/Herbers/Scherer 2018.

Schreiber und Vorleser. [...] Was beim Hörer ankommt, ist derart meist durch Dritte zubereitet und vorgekostet, oft auch gefiltert und hin- und hergedeutet, dass von einem persönlichen Direktkontakt zwischen zwei Korrespondenten meist keine Rede sein kann. Dies gilt eingeschränkt sogar vom Freundschaftsbrief.³⁷

Einem Boten kamen dementsprechend viel umfangreichere Aufgaben zu als das bloße Überbringen eines Schriftstücks: Er war Vermittler von Information, Stellvertreter der Macht und Autorität des Absenders und auch Übermittler, ja beinahe ein Zeuge gesicherten Wissens.³⁸

Es ist heute kaum noch möglich, zu individuellen Boten tiefergehende Informationen zu erhalten. Aussagen zu ihrer gesellschaftlichen Stellung sind dagegen deutlich besser möglich. Der Überlieferungslage ist es geschuldet, dass sich vor allem Mönche und Geistliche jeden Ranges als Boten finden. Generell kamen aber auch Mitglieder der Hausgemeinschaft, der *familia*, oder Untergebene, Diener oder auch Schüler zum Einsatz.³⁹ Die heutige Unterscheidung zwischen einem Boten (ein eher rangniederer Überbringer einer Nachricht) und einem Gesandten (ein eher hochrangiger Vertreter, der größere Befugnisse bei Verhandlungen wahrnehmen kann) ist dabei auf frühere Gesellschaften nur sehr begrenzt zu übertragen. Gerade das Frühmittelalter hält eine sehr viel differenzierte Terminologie für Nachrichtenübermittler bereit.⁴⁰ Verlässliche Boten waren rar, vielbeschäftigt und konnten häufig nicht lange an einem Ort verweilen. In den Quellen wird immer wieder der Zeitdruck deutlich, unter dem die Verfasser deswegen standen. Entsprechend zahlreich sind die Entschuldigungen, dass ein Schreiben nicht so versendet werden konnte, wie man es eigentlich vorgehabt hätte.⁴¹ Um seine vielfältigen Aufgaben wahrnehmen zu können, wurden von einem Boten viele Eigenschaften erwartet, wie etwa selbstloses Handeln, Zurückhaltung oder eine besondere Präsenz, um den Absender beim Empfänger angemessen vertreten zu können. Diese Fähigkeit „sowohl abwesend als auch präsent zu sein“⁴² war zentral. Boten waren derart wichtig, dass ihr Handeln sogar Auswirkungen auf die Aufbewahrung und Überlieferung der Schriftstücke haben konnte.⁴³ Mit der hohen Bedeutung, die dem Boten zukam und seiner Allgegenwärtigkeit in der Briefkommunikation gingen auch Probleme einher. Gerade bei diplomatischen Missionen kam es immer wieder zu Missverständnissen, auch aus Unkenntnis bestimmter Verhaltensweisen und Normen

37 Moos 2006a, S. 174–177.

38 Vgl. Scior 2021, S. 330–371, zusammenfassend S. 511.

39 Vgl. ebd., S. 99–301, zusammenfassend S. 512–514.

40 Vgl. Scior 2009, S. 315. Zu den zahlreichen Termini für frühmittelalterliche Boten und Gesandte vgl. Scior 2021, S. 59–98. Speziell für die Zeit der Karolinger vgl. Depreux 2018.

41 Vgl. Scior 2021, S. 429–440.

42 Vgl. Scior 2018, S. 36. Zitat ebd. Dazu auch Wenzel 1997; Freund 2001, S. 69.

43 Vgl. dazu die Untersuchung zu Papstbriefen von Unger 2018.

in fremden Landen.⁴⁴ In der Regel führten Boten sogenannte akkreditive Schreiben, d. h. Empfehlungsschreiben mit sich. Sie dienten unter anderem auf diplomatischen Missionen der *captatio benevolentiae* des Empfängers.⁴⁵ Dass es sich um ein „Zeichen höchster Ungnade“⁴⁶ handelte, wenn ein solches Empfehlungsschreiben fehlte, ist sicherlich etwas übertrieben, dennoch werden in den Quellen solche Fälle immer wieder als Besonderheit hervorgehoben.⁴⁷ Der Empfang von Personen, die sich nicht durch ein entsprechendes Empfehlungsschreiben ausweisen konnten, wurde (gerade von den Päpsten des 8./9. Jh.) kritisiert und sogar bisweilen verboten.⁴⁸

Aber auch abseits diplomatischer Reisen waren entsprechende Dokumente im Briefverkehr üblich. Hier spielte ebenfalls das besondere Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei der Übermittlung eines Briefes eine Rolle. Dass das Mittelalter sehr stark von Oralität geprägt war, ist bereits länger bekannt und in zahllosen Publikationen ausführlich behandelt worden.⁴⁹ Dabei wurde lange Zeit kolportiert, dass der mündlichen Nachricht des Boten ein wesentlich höheres Gewicht zugekommen sei als dem Schriftstück,⁵⁰ dessen Funktion bisweilen auf bloße Beglaubigung reduziert wurde.⁵¹ Ganz zu Unrecht ist dies nicht geschehen, die jeweils betrachteten Beispiele sind meist recht eindeutig. Doch die Quellen bieten auch genau die gegenteilige Ansicht, nur deutlich seltener. Gerade Suzanne Abram, die zu dem Schluss kommt, man habe grundsätzlich die mündliche Kommunikation bevorzugt, führt selbst einen Brief Gregors des Großen (+604) als Ausnahme von dieser Regel an.⁵² Diese pauschale Aussage ist so nicht zu halten, wie zuletzt Volker Scior mehr als deutlich gemacht hat.

44 Vgl. Vones 2018, S. 65. Für entsprechende Beispiele vgl. samt Literaturhinweisen Ganshof 1960, S. 179 f.; Scior 2006, S. 121 f.; Walther 2004.

45 Vgl. Nerlich 1999, S. 122. Zu den akkreditiven Schreiben, insbesondere in Abgrenzung zu Instruktionen für Gesandtschaften, vgl. ebd., S. 122–128. Zu Instruktionen karolingischer Gesandter vgl. Depreux 2018.

46 Vgl. Löhren 1884, S. 41. Zitat ebd.

47 So schickte etwa Ludwig der Fromme (+840) Gesandte aus Bulgarien ohne Brief zurück, vgl. Nerlich 1999, S. 125. Einen weiteren Beleg für das Wegschicken eines Boten ohne einen Brief seitens Ludwig – was als durchaus unüblich angesehen wurde – bespricht Scior 2006, S. 126.

48 So z. B. Papst Johannes VIII. (+882). Dieser kritisierte den Erzbischof von Ravenna, Romanus, im Jahr 881 dafür, dass er aus der Diözese Piacenza geflüchtete Kleriker ohne Empfehlungsschreiben (*sine commendaticiiis utique litteris*) aufgenommen hatte, vgl. Böhmer/Unger 2013, S. 392 f., Nr. 687. Mitte des 9. Jh. bestand der Patriarch von Konstantinopel Photios I. (+893/894) gegenüber Papst Nikolaus I. (+867) darauf, Boten, die kein Empfehlungsschreiben vorzeigen konnten, gar nicht erst zu empfangen, vgl. Nerlich 1999, S. 231.

49 Zur umfangreichen Literatur zum Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Mittelalter seien beispielshalber genannt: Banniard 1992b; Angenendt 1997; Richter 2005; Garrison 1999. Eine ausführliche Bibliographie zum Thema bietet Mostert 2012. Speziell zum Frühmittelalter vgl. Abram 1994, S. 224–296.

50 So z. B. bei Moos 2006a, S. 174–177; Abram 1994, S. 286–292; Hoffmann 1964, S. 145; Wenzel 1997, S. 88. Für das Hochmittelalter vgl. Freund 2007, S. 54.

51 Vgl. mit Verweis auf weitere entsprechende Aussagen Moos 1971a, S. 53.

52 Vgl. Abram 1994, S. 287 f.

Es existierte „weniger eine generelle Bevorzugung von mündlicher oder schriftlicher Übermittlung, sondern eher eine unterschiedlich gewichtete Verschränkung beider Elemente, die in der Praxis ohnehin oft dadurch gegeben war, dass Briefe vorgelesen bzw. mündlich erläutert wurden.“⁵³ Diese Verschränkung erklärt sich durch die postulierte Einheit von Bote und Brief. Der Übermittler der Nachricht vertrat den Absender, der in Form des Schriftstücks als anwesend gedacht wurde und so seine physische Anwesenheit ersetzte.⁵⁴ Dieser Gedanke findet sich schon bei Cicero († 43 v. Chr.):⁵⁵ Versendete man einen Brief, ‚besuchte‘ man damit seinen Briefpartner⁵⁶ und verstand den gesamten Kommunikationsprozess als ein schriftliches Gespräch. Deshalb formulierte man in der Regel die Anrede des Empfängers so, als ob sich dieser direkt vor Ort befand.⁵⁷ Ein Brief überwand nicht nur räumliche Distanz, sondern vertrat, ja simulierte dabei die Präsenz des Absenders.⁵⁸

1.3 Die Überlieferung frühmittelalterlicher Briefe

Waren Brief und Nachricht übermittelt, stellte sich die Frage, wie man mit den Schriftstücken umgehen sollte, die nun ihren Zweck erfüllt hatten. In der Antike war es Usus, sowohl empfangene Briefe als auch die Konzepte und Ausfertigungen selbst verschickter Briefe im eigenen Archiv aufzubewahren.⁵⁹ Das wurde grundsätzlich auch im Früh- und Hochmittelalter so beibehalten. Zum Teil baten die Autoren die Empfänger um Rückgabe der Schreiben und fertigten Kopien für den eigenen Gebrauch an.⁶⁰ Originalbriefe sind, wie bereits weiter oben geschildert, kaum überliefert: In Einzelfällen werden sie zusammen mit Originaldokumenten, wie etwa Urkunden, tradiert oder man übernahm sie im Wortlaut in andere, z. B. historiographische, Werke.⁶¹ Zum

53 Scior 2006, S. 120. Vgl. ausführlich zum Thema Scior 2021, S. 371–420. Zum geringen Abstand zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit vgl. auch Kakridi 2005, S. 48.

54 Vgl. Steckel 2011, S. 154. Zur Idee des Briefes als Vergegenwärtigung einer Person und zum Brief als *sermo absentium* in der Antike vgl. Thraede 1970, S. 146–179.

55 Vgl. ebd., S. 39–47.

56 Vgl. mit weiteren Literaturhinweisen zum ‚Brief als Besuch‘ für die Antike Schwitter 2013/2014, S. 87. Die antiken Briefsteller thematisieren teils ausführlich dieses Motiv. Es taucht bereits im ersten nachchristlichen Jahrhundert auf, vgl. Thraede 1970, S. 17–27. Im 4. Jh. sprach Iulius Victor in seiner *Ars rhetorica* die Empfehlung aus, jemanden im Brief so anzureden, als ob er gerade anwesend sei, vgl. dazu Abram 1994, S. 105 f. Außerdem Kap. 2.2. Die Begriffe *visitatio* bzw. *visitare* konnten explizit als das Schreiben eines Briefes aufgefasst werden, vgl. Schröder 2007, S. 168.

57 Vgl. Zelzer 1997, S. 328.

58 Vgl. Steckel 2011, S. 334–337; Lanham 1992, S. 122. Vgl. dazu auch Scior 2018; Krautter 1982; Abram 1994, S. 17–77; Scior 2021, S. 371–420. Gerade die christliche Interpretation dieses Motivs geht wohl auf die Paulusbrieve zurück, vgl. Krautter 1982, S. 161 f. Für die Folgezeit vgl. Long 2018.

59 Vgl. Zelzer 1997, S. 331.

60 Vgl. dazu z. B. Herbers 2016, S. 319 f.; Mersiowsky 2015, S. 12–14; Constable 2015, S. 39.

61 Vgl. Mersiowsky 2015, S. 16 und 28.

Teil wurden briefliche Dokumente nach Erhalt auch bewusst zerstört, um nicht unliebsamen Kreisen Zugang zu bestimmten Informationen zu gewähren.⁶²

Die allermeisten heute noch erhaltenen Briefe sind in sogenannten Briefsammlungen überliefert. Da sich bereits die Definition eines frühmittelalterlichen Briefes als schwierig gestaltet, ist es wenig überraschend, dass auch hier eine Begriffsbestimmung nur annähernd zu leisten ist. Man kann sie als Kompilation von Briefen sehen, die für einen bestimmten Zweck bewusst zusammengestellt wurden.⁶³ Das meiste, was über eine solche allgemeine Definition hinausführt, wurde in der Forschung umfassend diskutiert. Auch hier gab es mehrere Versuche, solche Sammlungen zu klassifizieren: So versuchte man einzelne Kategorien recht strikt voneinander zu unterscheiden, weswegen in der Forschung heute eine ganze Reihe Termini gängig sind: Man spricht (neben Briefsammlungen) von Brief-, Urkunden-, Kopial-, Traditions- oder Konzeptbüchern sowie Registern, Mustersammlungen und Briefstellern.⁶⁴ In der Briefforschung des 20. Jh. hat sich weithin die Einteilung in Briefregister, Briefsammlungen und Musterbriefsammlungen etabliert.⁶⁵ Giles Constable schlägt dagegen eine Einteilung in literarische, didaktische und fiktionale Sammlungen vor.⁶⁶ Zuletzt hat Walter Ysebaert allerdings überzeugend dargelegt, dass solche eher strengen Unterscheidungen eigentlich nicht zu leisten sind.⁶⁷ Auf rein theoretischer Ebene ist die Einschätzung Ysebaerts vollkommen richtig, für eine zielführende Untersuchung des Materials ist aber eine gewisse Beschränkung unumgänglich. In der Praxis hat sich zumindest die grobe Unterscheidung zwischen Briefsammlung und Briefregister bewährt. Briefsammlungen (zu denen sich auch die Sammlungen von Musterbriefen zählen lassen) werden danach definiert, dass sie im Nachhinein bewusst mit einer bestimmten Intention (z. B. für den Unterricht) kompiliert wurden, während Briefregister tendenziell Schreiben, bisweilen in der Reihenfolge ihres Ein- und Ausgangs, archivalisch sammeln.⁶⁸ Insbesondere Briefe der mittelalterlichen Päpste sind in Registern überliefert. Dies ist auf die im Vergleich einzigartige Situation zurückzuführen, dass diese Schreiben von einer Kanzlei ausgefertigt wurden. Gerade deshalb sind sie mit dem restlichen erhaltenen Material nur schwer vergleichbar.⁶⁹

Bei der großen Varianz der überlieferten Briefsammlungen lässt sich keine Art von ‚Standardrezept‘ ableiten, wie solche Kompilationen zusammengestellt wurden. Immerhin gibt es einige Grundregeln: Zuerst stellt sich die Frage, aus welchem Briefmaterial die Sammlungen bestehen. Bisweilen hatte der Absender eines Schreibens noch

62 Vgl. dazu Anm. 31.

63 Vgl. Ysebaert 2015, S. 34.

64 Vgl. ebd., S. 49 f.; Constable 2015, S. 36.

65 Vgl. Ysebaert 2015, S. 50.

66 Vgl. Constable 2015, S. 36.

67 Vgl. Ysebaert 2015, S. 61; Constable 2015, S. 36.

68 Vgl. Zingg 2018, S. 148 f.

69 Vgl. Zingg 2012, S. 75.

eine Kopie für sein eigenes Archiv zur Verfügung oder, und das war gängige Praxis, er bat seinen Adressaten um Rückgabe des Dokuments.⁷⁰ Es ist aber ebenso möglich, dass auch (vielleicht nicht einmal ganz fertige) Konzepte, die nie versendet wurden, oder Kopien von Kopien ebenfalls in eine Sammlung aufgenommen wurden.⁷¹ Man kann nicht einmal sicher sagen, ob es sich mindestens in einigen Fällen um rein fiktionale Briefe handelt. Wie weiter oben erwähnt, war auch die Epistolographie ein literarisches Genre und brachte fingierte Stücke hervor – bereits in der Antike bestand ein Teil der Rhetorikausbildung darin, entsprechende Texte zu verfassen.⁷² Es ist bisher nicht hinreichend untersucht, inwieweit Briefsammlungen aus echten und fiktionalen Stücken bestehen⁷³ – und überhaupt fraglich, ob eine solche Untersuchung überhaupt belastbare Ergebnisse hervorbringen könnte. Hinzu kommt der Umstand, dass bis auf wenige Ausnahmen nur eine Seite der Korrespondenz überliefert ist. Den meisten Briefen fehlt damit ihr ‚Gegenstück‘, was eine Analyse von Briefwechseln zusätzlich erschwert.

Auch die Frage nach der Autorschaft von Briefsammlungen stellt sich. Selten waren es die Briefeschreiber – von Frauen verfasste Briefe sind kaum überliefert⁷⁴ – selbst, die ihre eigenen Schriftstücke zusammenstellten und herausgaben.⁷⁵ Zuweilen geschah dies noch zu Lebzeiten, manchmal auch erst nach dem Tod des Autors – und dann wurden gern verschiedene Briefe in unterschiedlichen Varianten in diversen Sammlungen vereint.⁷⁶ Dabei handelte es sich meist um eine Auswahl und höchstwahrscheinlich nur um einen Bruchteil der Briefe, die diese Person zu Lebzeiten angefertigt hatte.⁷⁷ Generell geben sich frühmittelalterliche Briefe nicht allzu auskunftsfreudig, was ihren historischen Kontext angeht. Während sich Schreiben in Briefregistern durch ihre (nicht immer verlässliche, aber grundsätzlich) chronologische Anordnung recht gut datieren lassen, ist das bei Briefsammlungen oft kaum möglich, vor allem wegen ihrer unter anderen Gesichtspunkten vorgenommenen Sortierung.⁷⁸ Die meisten frühmittelalterlichen Briefe lassen immerhin auf einige Jahre bis Jahrzehnte zeitlich eingrenzen. Lediglich Sammlungen von anonymisierten Musterdokumenten, sogenannte Formelsammlungen, lassen sich regelmäßig nur annähernd zeitlich einordnen.⁷⁹

Die Datierung frühmittelalterlicher Schreiben gestaltet sich ebenfalls deswegen so schwierig, weil sie über die Jahrhunderte stetig überarbeitet wurden. Briefe, egal ob

70 Vgl. Constable 2015, S. 39 f.

71 Vgl. Ysebaert 2015, S. 54.

72 Vgl. Zelzer 1997, S. 326.

73 Vgl. Ysebaert 2015, S. 59–61.

74 Vgl. Mersiowsky 2015, S. 19 und 29. Zu Frauenbriefen im Frühmittelalter LaVoy 2015.

75 Vgl. Zelzer 1997, S. 337–340; Ysebaert 2015, S. 51 f.

76 Vgl. Constable 2015, S. 41; Ysebaert 2015, S. 61 f.; Mathisen 2018, S. 80.

77 Vgl. Constable 2015, S. 45 f.

78 Vgl. ebd., S. 43.

79 Vgl. zur Datierung von Formelsammlungen Rio 2009, S. 165–182.

Original oder Entwurf, wurden nicht nur einmal ausgewählt und dann als wortgetreue Kopie in eine Sammlung eingepflegt. Vielmehr wurden sie schon bei der Abschrift überarbeitet – teilweise vom Autor selbst, teilweise auch von anderen.⁸⁰ Man fügte Inhalte hinzu, ließ andere aus oder glättete den Stil der Briefe. Auch bereits existierende Sammlungen veränderte man nachträglich.⁸¹ Zumindest einige Spuren solcher Überarbeitungen sind heute noch identifizierbar: So modifizierte oder tilgte man in vielen Fällen die Grußformel zu Beginn eines Briefes⁸² und insbesondere in Formelsammlungen anonymisierte man Namen von Akteuren, Orten sowie Mengen- und Datumsangaben.⁸³

Briefsammlungen wurden zu einem bestimmten Zweck angefertigt, was die umfassende Überarbeitung der Schreiben erklärt. Grundsätzlich gab es für frühmittelalterliche Autoren viele Gründe, ihre Schreiben zu bewahren und aufzubereiten. Zum einen konnten die Briefe aus verschiedenen Gründen, z. B. wegen ihrer politischen oder religiösen Inhalte, relevant sein.⁸⁴ Zum anderen bewahrte man sie, weil sie für die Autoren selbst und für ihre Schüler als eine Art stilistischer Visitenkarten in einer Zeit fungierten, in der auf literarischen Stil höchsten Wert gelegt wurde.⁸⁵ Man rezipierte diese Vorbilder und lernte in der Schule nicht nur an Brieftheorie, sondern an Beispielen aus der Praxis oder auch an anonymisierten Musterbriefen.⁸⁶ Epistolographie war integraler Bestandteil des frühmittelalterlichen Rhetorikunterrichts und eignete sich insbesondere für rhetorische Grundübungen, sogenannte *Progymnasmata*.⁸⁷ Briefsammlungen waren in erster Linie dafür konzipiert, um an ihrem Beispiel gesellschaftliche (Brief-)konventionen und (Brief-)Stil zu lernen⁸⁸ – was auch durch ihre Nähe zum mündlichen Gespräch völlig nachvollziehbar ist. Entsprechend umfangreich ist auch die Rezeption in der Karolingerzeit von deutlich älterem Material aus der Spätantike bzw. aus dem beginnenden Frühmittelalter.⁸⁹

80 Vgl. Constable 2015, S. 42.

81 Vgl. Ysebaert 2015, S. 58–62.

82 Vgl. dazu im Detail Kap. 2.5.

83 Vgl. zu den Formelsammlungen Kap. 3.4.

84 Vgl. Ysebaert 2015, S. 53 f.; Steckel 2011, S. 156; Abram 1994, S. 87.

85 Vgl. Brown 2007, S. 331.

86 Vgl. Hartmann 2015, S. 70.

87 Vgl. dazu grundlegend Lanham 1992.

88 Vgl. Steckel 2011, S. 295–303.

89 Vgl. Wood 1993, S. 42 f.